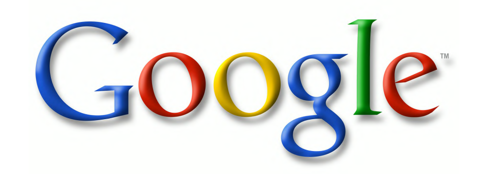
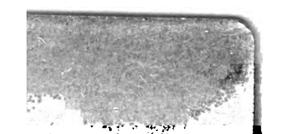




Goethes
Parodie auf Fritz Jacobis „Woldemar“

herausgegeben

von

Carl Schüddekopf

Weimar 1908
Gesellschaft der Bibliophilen

In Weimars »lustiger Zeit«, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, bildet der Sommer des Jahres 1779 einen wichtigen Einschnitt. Die Tafelrunde der klugen und lebensfrohen Herzogin Anna Amalia, die wie alljährlich im Jagdschloß Ettersburg Hof hielt, war durch die Gräfin Bernstorff und ihren Sekretär Bode, den größten deutschen Übersetzer des 18. Jahrhunderts, verstärkt worden, und am letzten Mai traf aus Darmstadt zu sechswöchentlichem Besuche Freund Merck ein, dessen scharfe Eigenart nicht nur auf Goethe, sondern auf den ganzen Hof Carl Augusts von größtem Einfluß war. Bewegte Wochen folgten. Noch einmal wurden auf dem Liebhabertheater die Stücke, die in den dritthalb Jahren seit Goethes Ankunft »in engen Hütten und im reichen

Saal

Saal, auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal« gespielt waren, den Gästen vorgeführt; dazu traten als Uraufführungen »die Laune des Verliebten«, »Proserpina« und »Iphigenie«, die am 6. April zuerst gegeben und am 12. Juli, Tags vor Mercks Abreise, mit Carl August als Pylades wiederholt wurde.
Aber nicht immer blieb man auf solcher Höhe. »Da doch das Theater den Gang der Welt darstellen soll«, schrieb Anna Amalia selbst, »so amüsieren wir uns hier mit Farcenspielen und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen«; an Stoff dafür konnte es nicht fehlen, da durch das nahe Zusammenleben so vieler bedeutender Menschen auf engem Gebiete vielfach Reibungen entstehen mußten. Wie Goethe, seit jungen Jahren in den Formen der Parodie geübt,

im

im »Triumph der Empfindsamkeit« seinen eigenen Werther verspottete, so wurden auch Freunde und Anwesende nicht verschont; der rücksichtsloseste von allen war Merck, der selbst erzählt, wie Wieland von ihm an einer Hoftafel von zwanzig Personen eine Stunde lang in die Pfanne gehauen sei, so daß ihn Jedermann der Grausamkeit beschuldigte. Schließlich ging selbst diesem weltklugen Menschenkenner der Spaß zu weit. Als im September 1779 in Einsiedels Parodie »Orpheus und Eurydice« die Arie aus seiner Oper Alceste »Weine nicht, du meines Herzens Abgott« in seiner Gegenwart unter Posthornbegleitung vorgetragen und stürmisch da capo verlangt war, schreibt er — wunderlicher Weise an denselben Merck, der früher die Seele des Ganzen gewesen war: »So

»So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alle Gefühle des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delikatesse, alle Zucht und Scham.«
Auch Goethe fühlte, daß hier eine Gefahr drohe. Die »Idee des Reinen«, die ihm über der Iphigenie aufgegangen war, vertrug sich auf die Dauer nicht mit den zweideutigen Formen der Ironie; es war nicht reine Flamme vom Altar, die er dem Herzog brachte; und er gedachte alsbald an eine heilsame Kur. Schon in den ersten Tagen des August beredete er Carl August zu einer Reise, deren Ziel, vor allen geheim gehalten, die Schweiz war: die erste Flucht aus engen und ungesunden Verhältnissen, der sieben Jahre später seine zweite »Hedschra«

»Hedschra« nach Italien folgte. Erst auf dieser Reise erfuhr Goethe von dem Aufsehen, das draußen, wo die Vorgänge am weimarischen »Musenhof« mit gespannter Neugierde beobachtet und von immer geschäftigem, weit wirkendem Klatsch begleitet wurden, die Kunde von einer andern Ettersburger Farce erregt hatte, nämlich von der Exekution, die dort vor Wochen am Woldemar, einem soeben erschienenen Romane seines Jugendgenossen Friedrich Heinrich Jacobi, vollzogen worden war.

Die enthusiastische Freundschaft, welche die beiden, nach vorangegangenen literarischen Fehden, bei Goethes Rheinreise im Juli 1774 zu Elberfeld, Düsseldorf und Köln geschlossen hatten, war seit Goethes Übersiedelung nach Weimar erkaltet, wieder mehr aus literarischen als

aus

aus persönlichen Gründen. Während Jacobi die »Stella« wegen mancher Anspielungen auf seine Familienverhältnisse zweifelnd ansah, war Goethe über dessen ersten Roman »Eduard Allwills Papiere« unmutig, da er in der Hauptfigur, einem jungen Feuergeist, der in eine einfache Familie hineingreift, ein freilich arg verzeichnetes Bild von sich selbst zu erkennen glaubte. So ist es denn kein Wunder, daß unter den empfindsamen Büchern, die in der ersten Fassung des »Triumphs der Empfindsamkeit« von schöner Hand aus der geflickten Braut hervorgeholt werden, auch Allwills Papiere sich befinden. Aber auch der zweite Roman Jacobis, der in frühester Gestalt in Wielands »Teutschem Merkur« von 1777, Mai, Seite 97—117, unter dem Titel »Freundschaft und Liebe. Eine

Eine wahre Geschichte« erschien, zog sogleich Goethes Spott auf sich; denn auf ihn bezieht sich die nächste Erwähnung in den beiden ältesten Handschriften des Triumphs der Empfindsamkeit und nicht auf einen obscuren englischen Roman gleichen Titels, wie noch die Weimarische Ausgabe (XVII, 314) nach Düntzers Vorgang annimmt. Inzwischen war der Schluß des ersten Teils, der auch das von Goethe später parodierte Gespräch enthielt, im Dezemberheft des Merkur von 1777, das Ganze in Buchform überarbeitet und mit dem wunderlichen neuen Titel »Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte« anonym bei Boies Schwager Jessen in Flensburg und Leipzig zur Ostermesse 1779 erschienen.
Daß Goethe, der soeben seine Iphigenie vollendet hatte, an diesem

Roman

Roman Ärgernis nahm, ist leicht begreiflich; denn er war inzwischen der erbittertste Feind jener empfindsamen Schönseligkeit geworden, die sein Werther am meisten genährt und gesteigert hatte. Auch Woldemar gehört zu dessen zahllosen Nachfolgern; und nur durch den starken philosophischen Einschlag, den seine Geschichte enthält, ist es erklärlich, daß abgesagte Gegner der Empfindsamkeit, wie Lessing, Forster und Justus Möser es waren, an ihm Gefallen finden konnten. Schon die Fabel des Romans ist recht merkwürdig. Woldemar findet in dem Familienkreise seines Bruders Biederthal an dessen Schwägerin Henriette Hornich eine Freundin, zu der er sich in reinster Seelenverwandtschaft hingezogen fühlt. Er glaubt dieses reine Gefühl zu entweihen,

wenn

wenn er ihr die Hand zum Bunde reicht; Henriette ihrerseits hat ihrem sterbenden Vater, der gegen Woldemars Charakter Mißtrauen hegt, das Gelübde getan, sich nie mit ihrem Freunde zu verbinden. Sie selbst rät ihm zur Ehe mit ihrer Freundin Allwina; das Problem des Mannes zwischen zwei Frauen wird wieder einmal aufgerollt! Auch hier bleiben die Folgen dieser unnatürlichen Verhältnisse nicht aus; aber sie gehen in einem Wirrwarr von schönseligen Reden, kränklicher Empfindelei und koketter Selbstvergötterung wirkungslos am Leser vorüber. Mit einem höchst leidenschaftlichen Gespräch Woldemars und Henriettens und der Perspektive, daß ihre Zukunft äußerst gefährdet sei, schließt der erste Teil; daß zum Teil eigene Erlebnisse Jacobis zu Grunde liegen, mildert

den

den peinlichen Eindruck nicht, den das Fragment macht. Eine solche selbstquälerische, spitzfindige Gefühlsschwelgerei mußte einer gesunden Natur unerträglich sein; und Goethe, der eben in seiner Iphigenie den Typus reinster Menschlichkeit aufgeführt hatte, konnte leicht in einer Stunde toller Laune oder, wie er selbst sagt, in leichtsinnig trunkenem Grimm und mutwilliger Herbigkeit auf den Gedanken kommen, ein Exempel zu statuieren. Und konnte der Dichter des Faust den schwankenden, schwachen Woldemar, der sich und die geliebte Freundin durch Selbstquälerei zur Verzweiflung bringt, wirksamer verspotten, als daß er ihn vom Teufel holen ließ?

Der äußere Vorgang bei dieser Exekution, die sogenannte Kreuz-

erhöhung,

erhöhung, wie Goethe selbst sie nennt, ist zwar in seinen Tagebüchern und gleichzeitigen Briefen nicht erwähnt, durch sein späteres Eingeständnis aber und andere unverdächtige Zeugnisse zur Genüge erwiesen. Wenigstens die wichtigsten müssen wir uns hier vor Augen führen.[1]

Die ersten Stimmen werden in Jacobis Freundeskreise laut. Sophie la Roche, die schon bei früheren Zerwürfnissen vermittelt hatte, fragt am 12. September 1779 aus Coblenz bei Wieland an, was an den Gerüchten wahres sei. Wieland antwortet am 21. September: »Sie wollen von mir wissen, was an der Begebenheit mit Woldemars Briefen wahr ist oder nicht, nehmlich

»daß unter einer Eiche zu Ettersburg etliche davon vorgelesen worden

»worden und dann Göthe auf
»den Baum gestiegen, eine geist-
»volle Standrede über das
»schlechte Buch gehalten, und
»es endlich zur wohlverdienten
»Strafe und andren zum ab-
»schreckenden Beyspiel an beyden
»Enden der Decke an die Eiche
»genagelt, wo dann eine große
»Freude über die im Wind
»flatternden Blätter gewesen.«

Ich will Ihnen hierauf die wahr-
hafteste Antwort geben, die ich
geben kann:

»Ich weiß nicht was hieran
»wahr ist, denn ich war
»nicht zu Ettersburg, war
»nicht gegenwärtig, als diese
»Büberey vorgegangen seyn
»soll.

Wäre ich zugegen gewesen, so ist
10 gegen 1 zu setzen, daß es so
weit nicht gekommen wäre. In-
dessen

dessen gesteh ich Ihnen, daß ich zu Weimar im Publico ein paar Tage nachher, als sich jene Begebenheit zugetragen haben soll, davon reden gehört, und von Leuten, die sich einbildeten, ich müsse auch dabey gewesen seyn, gefragt worden, ob es wahr sey? Da ich nun meine Unwissenheit bekennen mußte, und die Leute sahen, daß ich wirklich gar nichts von der Sache wußte, so erzählten sie mir solche mit allen oben bemeldten Umständen, aber nicht als Augenzeugen, sondern als Leute, die gehört hatten, daß es sich zugetragen haben sollte.

Etliche Tage hernach kam ich wieder nach Ettersburg und wurde beym Spazierengehen in den Wald erinnert, mich überall umzusehen. Ich erblickte endlich eine in blau Pappier geheftete Brochure, die

an

an eine Eiche genagelt war, ungefähr wie man die Raubvögel an das große Thor an einem Pachthof oder einer gentilhommie anzunageln pflegt. Was für eine Brochure es sey, wollte mir niemand sagen; man überließ es der Schärfe meines Fernglases oder meines Verstandes, es selbst herauszubringen. Wenn ich nun sagte, ich vermuthete, daß es Woldemars Briefe gewesen, so würde ich soviel als Nichts damit sagen; denn Vermuthung in solchen Dingen ist Nichts; für gewiß kann ich nichts sagen; denn ich konnte nicht sehen, was für ein Buch es war. Im übrigen sollten Sie und Jacobi Göthen schon von langem her kennen, und wissen, was er fähig ist oder nicht.«

Inzwischen hatte auch Jacobi selbst von der Sache gehört, obwohl seine

seine Freunde es ihm zu verheim-
lichen suchten; er schreibt am
15. September aus Pempelfort an
Goethe: »Du sollst in Ettersburg,
in einer Gesellschaft von Rittern,
Woldemar und seinen Verfasser
auf die entsetzlichste Weise durch-
gezogen, lächerlich gemacht, und
zum Beschluß, — mit einem schön
eingebundenen Exemplar dieses
Buchs, eine schimpfliche und schänd-
liche Execution vorgenommen ha-
ben. — Dies Gerücht ist so all-
gemein geworden, daß es auch mir
endlich zu Ohren kommen mußte.
Verschiedene meiner hiesigen Freunde
hatten es schon vor vier Wochen
gewußt, und allerhand Mittel an-
gewandt, daß es mir verborgen
bleiben möchte. Nun schreibe ich
dir, um zu erfahren, was an der
Sache ist ....
Was die gehässige Beschuldigung
angeht,

angeht, ich hätte im Woldemar mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufstellen wollen, so müßte es mich freylich unendlich schmerzen, wenn du sie ausgerufen hättest, und zwar, indem du deinen Mund auf das abscheulichste Sprachrohr drücktest.... Leute, welche die rasendsten Ungereimtheiten zusammen reimen und glauben können, und einige andere, von Cains Unmuth, die aber noch nicht sein Zeichen an der Stirn tragen, mögen ihre Ohren weit aufthun, flüstern und schreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halse strecken, das muß ich leiden. Von den bessern Menschen aber wird keiner den Verfasser von Woldemar für einen solchen sinnlosen Thoren halten .... Aber mein Brief ist ohne das schon viel zu lang, und du hast ihn, ehe du an

an diese Stelle kommst, wohl schon vor Eckel unter den Tisch geworfen. Schwerlich wirst du Lust haben darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verflossenen drey Wochen mir Antwort genug seyn.«

Goethe erhielt diese Anklage erst nach Antritt der Schweizerreise in Frankfurt, wo er vom 19. bis 22. September Station machte; in Emmendingen, wo die Reisenden am 27. September abends eintrafen, hatte er dann alsbald eine lange und vertraute Unterredung darüber mit Johanna Fahlmer, der zweiten Frau seines Schwagers Schlosser, die darüber am 31. Oktober in folgendem wichtigen Briefe an Jacobi berichtete: »Goethe sagte mir gleich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft von deinem Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten

halten hätte, und was du ihm darinnen vorwirfst; nemlich Dinge, die durch den Weg der schändlichen Klatscherey dir endlich zu Ohren gekommen sind. Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sey, so könne er nun einmahl für sich das was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte[2] (anders wisse er sich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm seyst und wie ungerne er dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumahl den Schluß deßelben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich

lich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern; so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müße ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon, und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe, in ihm für eine abgesonderte Sache sey ꝛc. Er schwur darauf, daß er wünschte, du wärest mit zugegen gewesen. Du selber hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstracten die Sache einmahl zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schriftlich in dergleichen Explikationen einlaßen, besonders nach dem, worauf dein Brief gestellt wäre. Doch schrieb er dir vielleicht, vielleicht noch bey mir. Ich bestand darauf, es sey Pflicht, er müße, — das geschah nun freylich nicht. Indeßen schien ihm

ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu seyn. Wie peinlich diese Neuigkeiten für mich waren kannst du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß seyn, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu würklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite wo eigentlich Liebe ruht nicht blank und eben laßen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden rc.«

Den in Aussicht gestellten Brief an Jacobi hat Goethe nicht geschrieben und überhaupt erst nach anderthalb Jahren sich endgültig geäußert; Jacobi dagegen ließ seinem Groll freien Lauf. Gegen Boie, Forster, Heinse, Knebel, Lavater und Lessing spricht er in den härtesten Ausdrücken über den alten Freund, und vergeblich versuchte

Knebel

Knebel im Herbst 1780 persönlich in Pempelfort zu vermitteln. Die sämtlichen darüber gewechselten Briefe[8] hier anzuführen verbietet der Raum; das treffendste Wort fand Heinse in seiner Antwort aus Venedig vom 8. Dezember 1780: »Mit Wolfgang Göthen sollte man es gerade so machen, wie ers gegen andre macht; denn was sonst Unrecht wäre, ist hier Recht. Wieland hat sich freylich als ein wahrer becco fottuto aus der Sache gezogen. Ihr Handel mit ihm ist von ganz andrer Beschaffenheit, da er Sie nicht öffentlich angegriffen, sondern nur im Winkel bloßen Muthwillen an einer von Ihren Schriften ausgeübt hat. Es ist ein Studentenstreich im Rausche, wie sie die Athenienser an dem Alcibiades auf die leichte Achsel nahmen . . . Die Merke, die Peter Mefferte,

Mefferte, die den Possen zum feyerlichen Ernst machen, und wie Evangelisten in langen Mänteln unter die Frau Basen herumtragen, verdienen die Stockschläge, die platterdings die einzige Art von Begegnung gegen dergleichen Beleidigungen sind ... Ach, wenn man immer bey einander wäre, so würde manches nicht geschehen! Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber seine Phantasie ist ein Teufel.«

Goethe selbst hat nur einmal direkt Rede gestanden; er antwortet Lavater auf seine Anfrage am 7. Mai 1781: »Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeschichte kan ich dir nichts sagen, das Facktum ist wahr, eigentlich ists eine verlegne und verjährte Albernheit die du am klügsten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben mögte

so

so könnt ich dir wohl das nähere sagen, es ist aber nicht der Mühe werth. Sehn wir uns wieder und es fällt dir ein, so frage. Da du mich kennst solltest du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtsinnig trunckne Grimmi, die muthwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir ja in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weist du auch.«

Aus diesen Berichten ergibt sich also als Tatbestand, daß im Ettersburger Park vor einer Gesellschaft von Hofleuten Goethe aus den Zweigen einer Eiche herab eine Standrede auf den Woldemar hielt, indem er beim Vorlesen eine Veränderung des Romans improvisierte,

sierte, die damit endigte, daß Woldemar vom Teufel geholt wurde. In ähnlicher Weise hatte Goethe zwei Jahre zuvor, bei Gleims Besuche, in Tiefurt den neuesten Musenalmanach aus dem Stegreife parodiert, indem er Gedichte vorlas, die gar nicht im Buche standen, und in alle nur möglichen Tonarten und Weisen auswich[4]. Zum Schluß wurde dann das broschierte Exemplar des Buches, das seiner Parodie zu Grunde lag, an beiden Enden des Umschlags an die Eiche genagelt, so daß die Blätter lustig im Winde flatterten. Die weitere Angabe des »Magister Ubique« Carl August Böttiger, daß Merck ein Vogelschießen danach veranstaltet habe, ist sicher übertrieben und beruht wohl nur auf einer Weiterführung des Bildes vom angenagelten Raubvogel am Scheunentor.

Wann

Wann die Exekution vor sich ging, ist nicht überliefert. Wenn Merck dabei zugegen war, wie Böttiger behauptet und durch die Anspielungen Jacobis und Heinses, auch durch das Fehlen eines Berichtes an ihn aus Weimar plausibel erscheint, so müßte der Vorfall in die Zeit vom 31. Mai bis 13. Juli 1779 fallen, den Tag seiner Ankunft und Abreise. Sein Reisejournal berichtet über ähnliche Vorkommnisse nur: »Es war ihm auch ein grausames Herz schuld gegeben, wie er so mit kaltem Blute, einige sagen mit innigem Vergnügen, einigen Executionen mit beygewohnt, wie ein großer Künstler den Knechten übergeben, ein Gelehrter vom Ersten Range auf den Esel zu reiten kam, und nachher mit der Papiernen Krone eines Jupiters hinausgeführt, und verurtheilt

urtheilt wurde, seinen Verstand zu verlieren« — Aeußerungen, die wohl nur symbolisch zu verstehen sind und auf keine wirklichen Vorgänge zurückzugehen brauchen.

Da Jacobi am 15. September schreibt, daß verschiedene seiner Freunde es schon vor vier Wochen, also Mitte August, gewußt hätten, so müßte man, falls Merck beteiligt war, annehmen, daß die Kunde von dem Vorfall erst nach fünf bis sechs Wochen in Düsseldorf sich verbreitet habe. — Eine Buche, worin er und seine Freunde vor fünfzig Jahren ihre Namen geschnitten und bei welcher sie im Sommer ihre improvisierten Possen gespielt, zeigte Goethe noch im Jahre 1827 Eckermann in Ettersburg[5]. Auch ohne mit Adolf Stahr an diesen Baum zu denken, kann man leicht in einer

der

der alten vielhundertjährigen Eichen im Schloßpark zu Ettersburg den Stamm der »Kreuzerhöhung« wiederzufinden glauben.

Die Wirkung der improvisierten Parodie muß sehr nachhaltig gewesen sein; denn nach Monaten noch wurde Goethes Abwesenheit auf der zweiten Schweizerreise, die er am 12. September mit Carl August und Wedel antrat, von der Herzogin Anna Amalia benutzt, um den Clou des Ganzen, den veränderten Schluß, als besondern Druck in Schloß Ettersburg selbst herstellen zu lassen und an die Freunde zu verteilen. Damit treten wir in das zweite Stadium dieser Angelegenheit, das uns hier hauptsächlich interessiert. Goethe, um das gleich vorweg zu nehmen, erwähnt diesen Privatdruck

nirgends;

nirgends; und nur der Umstand, daß sich das erste vollständige Exemplar desselben in seiner Bibliothek vorfand, beweist, daß er ihn überhaupt gekannt hat. Inzwischen ist ein zweites Exemplar in Anton Kippenbergs Besitz aufgetaucht.

Die eigentliche Veranstalterin des Druckes ist vielmehr die Herzogin Anna Amalia selbst, die darüber am 4. November 1779 an Merck schreibt: »Ich wünsche, lieber Merck, daß ich auch etwas zu Ihrem Vergnügen beitragen könnte; unterdessen schicke ich hier ein Echantillon einer neu entstandenen Buchdruckerei, welche sich in Ettersburg aufgethan. Vom berühmten Woldemar, welcher so mächtig auf eine Menge empfindsamer Seelen gewirkt, von diesem kann man wohl der Auflagen nicht zu viel befördern. Er ist hier mit kleinen

Veränderungen

Veränderungen und Holzschnitten erschienen. Findet diese Entreprise bei dem Publicum Beifall, so wird ehstens wieder ein neues Product ans Licht treten, wovon ich Ihnen gleichfalls ein Exemplar schicken werde. Doch bitte ich, dieses vor der Hand noch ganz allein für sich zu behalten, höchstens der Frau Aja mitzutheilen.[6]«

Auf die Spur dieses Druckes geriet schon im Jahre 1870 Franz Schnorr von Carolsfeld in Dresden, ohne jedoch die Konsequenzen daraus zu ziehen, da er denselben nur in unvollständiger Gestalt vorfand. In der Korrespondenz Carl August Böttigers befinden sich nämlich unter den Briefen des Biographen Schlichtegroll sieben Oktavblätter eines äußerlich unvollständigen Druckes; ein denselben vorgehefteter Zettel enthält von

Böttigers

Böttigers Hand geschrieben Folgendes: »Jacobis Woldemar machte auf eine lange Zeit den Spott der Weimarschen Genies. Besonders zeigte sich Merck sehr thätig dabei, der ein Exemplar davon in Ettersburg abschießen ließ. Zu eben diesem Behuf erdichtete Goethe folgendes Product, wovon hier noch einige Fragmente sind. Krause mußte die Titelvignette stechen, wo der Teufel Jacobis Kopf in den Lüften führt und der Kritikus unten die Zunge herausstreckt. Bode druckte es in seiner Handdruckerei und rächte sich durch die Unterschrift des Verlegers an die Nachdrucker, die seine Dramaturgie nachgedruckt hatten.«

Der Wortlaut der fragmentarisch erhaltenen Blätter ist im ersten Bande des Archivs für Literaturgeschichte (Seite 316 ff.) abgedruckt, ohne

ohne daß die Frage der Autorschaft gelöst oder auch nur ernsthaft erwogen wäre; vor allem fehlt jeder Hinweis darauf, daß dieser Text bis auf einzelne Stellen mit dem Original-Woldemar von 1779 übereinstimmt, und daß — in vollster Übereinstimmung mit den Worten Goethes — gerade in den einfachen Mitteln, mit denen die Parodie arbeitet, ihre verblüffende Wirkung liegt. Der hier folgende zeilengetreue Abdruck des Heftes versucht dies — leider nur mangelhaft — dadurch anschaulich zu machen, daß er die Lesarten des ursprünglichen Drucks, abgesehen von geringfügigen Abweichungen, mit Verweisungszahlen am Schluß bringt. Der Text, der entsprechend dem Schluß des Woldemar von 1779 (Seite 235—249) die Katastrophe zu Ende des ersten

Bandes

Bandes im Anschluß an einen leidenschaftlichen Brief Woldemars an Allwina über den Unwert von Freundschaft und Liebe umfaßt, lautet — unter stillschweigender Verbesserung kleinerer Versehen — folgendermaßeu:

Geheime Nachrichten
Von den letzten Stunden
Woldemars

Eines berüchtigten Freygeistes.
Und wie ihn der Satan halb
gequetscht, und dann in
Gegenwart seiner
Geliebten, unter
deren Gewinsel
zur Hölle ge-
bracht.



Gedruckt bey dem Nachdrucker Dodsley
und Compagnie. 7777.

Unterdessen wurde die Verwirrung in Woldemars Gemüthe immer fürchterlicher. - - - Das liebe Mädchen unaufhörlich um ihn, mit ihr die Menge süsser entzückender Angedenken, noch immer voll derselben Kraft ihn glücklich zu machen, wußte noch jetzt so manchen Schimmer von Freude in seine finstere Seele zu dämmern, brachte täglich neue Anwandlungen von Glauben, von Vertrauen in sein Herz - . - von Vergebung. - - - Ach! die er aber nicht hoffen

konnte,

konnte, so sehr er sie auch bedurfte[1]: ohne Sinn für seine tiefe Leiden – – – vielleicht insgeheim sie verachtend; hoch erhaben über den thörigten Woldemar, und nur in schmählichem Mitleiden sich zu ihm herablassend – – – die Edle! – – – Ha! Elende! Ferne, ferne Du von diesem Herzen, das Du geschändet, das Du verlassen hast.

Alle seine Beschäftigungen lagen. Ausser daß er fast täglich an Allwina schrieb, die doch an dem Orte ihres Aufenthalts nur zweymahl in der Woche Briefe erhalten konnte. Aber von seinen Briefen wurde auch nur der dritte, vierte wirklich abgeschickt, weil er während dem Schreiben, sich immer ver-

gaß und in Ausbrüche der schwärze- sten Melancholie gerieth. Allwina sollte auf seine Trennung vorbereitet seyn; doch wollt' er weder ihre Freundinn bey ihr verklagen, noch sie wegen seines bevorstehenden Schicksaals argwöhnisch machen. Hier ist einer von diesen Briefen, die zurückgehalten wurden.

„Ich habe zwanzig Briefe an Dich geschrieben, die Du alle nicht bekommen hast! sie sind zerrissen, verbrandt. Aber was soll ich Dir länger verheelen, daß ich in die tiefste Schwermuth versunken bin. Mir schaudert vor dem Gedanken, deine Engelseele mit Geheimnissen der Hölle zu verfinstern!

stern! Aber ich muß, ich muß! Oder soll ich fort! auf und davon? --O, wie lange bin ich dazu[4] versucht gewesen. Aber Du sollst nicht elender werden, als das Schicksal Dich macht: Ihm Deinen Fluch nicht mir! - - - Warum hörtest Du mich ehmahls nicht, als ich Dich, als ich Euch alle vor mir warnte, so oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht so an mich hängen solltet! - - - Ihr lachtet! - - Ha! nun ist's an mir, zu lachen!

Ich bin nicht im Fieber, Alwina; o Gott, ich bin so wach, bin nur zu gut bey Verstande, ---

Aber, Dir entdecken, was ich habe, das geht nicht; ich sag' es auch Henrietten nicht, meinem Bruder nicht, niemanden! Aber, ja, es wird mir etwas begegnen = = etwas = = = Ich hab' entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist = = = ausgenommen dem Narren = = ich preise sie wohl einmahl wieder, so Gott will und ich lebe!

Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu trösten = = = Ich bitt' ich beschwör' Euch, spart das! Sagen werd' ich nichts; und Euer Mitleiden

den? darüber werd' ich lachen = = und rasen. Ja, wenn ich Steinschmerzen hätte, oder die reissende Gicht, oder ich wäre in Armuth gesunken, oder es wäre sonst ein endlicher Jammer über mich gekommen = = Dann! Aber nun? Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzendem Herzen käme davon kein Tropfen zu statten.

Daß in den Menschen das gelegt werden mußte, das Sehnen nach Mitgefühl, die brennende Begierde nach Menschenfleisch[6]. = = Die am Ende doch nur falsche Lust, kranker Heißhunger ist, der nur des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel!

Aber nein! so scheint er von der einen Seite nur. Nicht falsche Lust, nicht kranker Hunger; sondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich ist: darin das Elend!

Woher nur die Sage unter die Leute gekommen seyn mag ‒ ‒ ‒ das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundschaft? ‒ ‒ ‒ Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind. Gerade so!

Wahrlich, es ist nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menschen so an einander [7] hangen.

Worauf

Worauf wir eigentlich einen Werth legen, das ist nicht. Die geselligen Gefühle, wie sie Namen haben, sind in sich so zusammengesetzt, so unendlich verpfuscht[8], so an tausend Enden zerrissen[9], so zweydeutigen, betrügligen, hinfälligen, unwesentlichen Wesens; daß man nie wissen kann was man hat[10]. - - - "Doch giebt es Beyspiele von Treue, von alles überwiegender Anhänglichkeit!" - - - Das weiß ich! Aber liegt da wohl je wirkliche Sympathie zum Grunde? ist da je eigentliche Liebe? Nichts weniger! Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen[11] sinds!... Schau die Petern![12] Was hat die nicht

für

für ihren Mann gethan? Wie
war und blieb sie ihm nicht erge-
ben? Man geräth ausser sich vor
Bewunderung, wenn mans er-
zählen hört. Und nun im Grunde,
was ist's mit der Petern?[13] Fühlte
sie bey ihren schönsten Handlungen
wohl mehr, hatte sie wohl mehr
Genuß davon, als wenn sie für den
Mittag eine Suppe aß?[14] Hat-
te ihr Mann wohl mehr Genuß
davon, eigentlichen Seelenge-
nuß? .... Und so ist's überall,
wo Menschen anhaltend beyein-
ander sind:[15] entweder blinder
Tand,[16] wo sie so hineinkommen,
ohne zu wissen wie; eingebläuet,
angewöhnt um Gotteswillen; oder
elendes

elendes ... so elendes Stückwerk, daß es eine Sünde[17] ist. Hält wo noch einige Vereinigung Stand, und sie bewahrt nicht jene gegenseitige gleiche Dumpfheit, so bewahrt sie gegenseitige Religion[18]; ... etwa von der einen Seite durch Verzweiflung an Mitgefühl, an Einverständniß; und von der andern durch kindische Genügsamkeit: ... oder auf sonst eine Weise: denn hier können die Verhältnisse ins Unendliche abwechseln, und manches recht hübsch und artig ausfallen: das Band aber, das sie zusammen zieht und hält, ... ist nichts weniger ... als was es heißt! ... In alle Wege, je fähiger der

Mensch

Mensch zur Glückseeligkeit wird, je unglücklicher wird er in der That: je vortreflicher Menschen werden, die einander gut sind; je loser, je unsteter wird ihre Verbindung. Indem der Eine, oder der Andre, oder beyde zugleich sich mehr einbilden[19], jeder in dem Seinigen, . . . werden sie sich unähnlicher; indem sie an Kraft zu gewinnen glauben[20], ihr Geist sich weiter ausbreitet, selbst ihr Herz sich verhärtet[21], ... werden sie, gegenseitig, eigener, werden sie unabhängiger von einander; ihre Sympathie, kriegt die Antipathie . . . und ihre Freundschaft hat ein Ende.

Ich

Ich hab es lange gewußt, aber mein Wissen war nur Stückwerk; jetzt hab' ichs ganz; bin der Wahrheit und der Weißheit toll und voll" ... ein Seher, ein Prophet, und habe Dir kund gethan meine Offenbarungen, habe Dich gelehrt, habe Dir geweissagt, ... und muß nun weiter, bis ichs verkündige auch den unterirrdischen Geistern. .... So laß mich denn, und Gott sey mir" gnädig!„

Unterdessen Woldemar diesen Brief schrieb, war Henriette in sein Vorzimmer gekommen. Die Thüre von seinem Cabinet war zu. Sie hörte etlichemahl daß er gewaltsame Bewegungen machte, röchelte,

röchelte, Bewegungen machte und fürchterliche Flüche[24] ausstieß. Hernach wurd es ganz still. Darauf hörte sie Weinen und Schluchzen.... Und nun wieder stille wie todt. Sie versuchte an der Thüre vom Cabinet, ob sie zugeschlossen wäre ... sie gieng auf.

Er saß, den Hals[25] umgedreht, nach der Wand, an die ihm das Gesicht gequetscht war[26], wie aus Begierde sie mit den Zähnen zu fassen; die Arme vorwärts steif ausgestreckt, und die Hände los gefalten; die Beine hingen zückend[27] längst dem Sessel, so daß sie nur mit der Spitze den Boden berührten. ... Henriette trat bebend näher. Sie erblickte das frisch Geschriebene. Von selber fielen ihr die letzten Zeilen, die sehr grosse und

weitläufige

weitläufige Buchstaben hatten, in die Augen. Sie glaubte der Brief wäre an sie, und durchlief ihn ungeduldig, das hinterste zuerst; dann fieng sie von vorne an = las; meinte noch immer er gehe sie an; begriffs doch länger nicht.. Da kam sie an die Worte: "Ich rede nicht im Fieber, Allwina;" ... Allwina? Sie fuhr auf mit einem lauten Schrey. . . . Der Teufel[28] kehrte sich um, riß ihr das Blatt aus der Hand; und stieß sie unsanft auf die Seite. Sie sank, und meinte die Erde wäre mit ihr versunken. Aber sie war bald wieder bey sich; kam zurück; hieng sich Woldemarn an den schlappen Hals[29], und zerran über ihm in Thränen und in Küssen. Da sie einigemahl zu reden versuchte; jedesmal

desmahl stockte, und nun wieder hefti-
ger weinen mußte: wurde ihr weh bis
zur Ohnmacht; sie mußte ihre Stellung
verlassen und einen Stuhl suchen. ...
Woldemar blickte nach ihr hin... Er
konnte nicht länger! Sein Herz
hob sich, als höbe mit ihm die Welt sich
aus ihren Angeln. "Ach, Henriette!"
rief er, und stürzte zum letztenmahle hin
vor ihre Kniee[80], "Er ist verloren; laß
ihn, rief der Teufel, in meinen[81] Armen
sterben!" Henriette war ohne Sprache;
sie drückte ihn an sich; schluchzte; sah
gen Himmel... "Ja!" fuhr sie[82] fort,
"ich bin hin; aber so lang ich noch lebe,
muß ich Dich lieben." ... "Es ist ent-
setzlich, daß ich mich an Dir betrogen
habe, denn Du scheinst[83] das beste Ge-
schöpf

schöpf unter der Sonne! ... O soll es[34] endlich einmahl schwinden dies Herz, nachdem[35] es so oft alle seine Kraft von sich geströmt hat!" ... "Lieber! rief Henriette weiter[36], Lieber .. Lieber .. Ach Betrogen"? Sie konnte nicht weiter. „Du liebst ihn nicht, wie er Dich liebt[37]" sagte der Teufel[38], "Dein Gefühl für Freundschaft ist anders als das meine. Seine[39] Freundschaft konntest Du fahren lassen; ... es sey warum es wolle, Du Du konntest sie fahren lassen; ihn[40] konntest Du dahin geben!" "Und ich, rief Henriette, ich ... ich liege[41] hier auf den Knieen"! Der Teufel[42] sprung mit Heftigkeit auf, setzte ihr beyde Fäuste vor[43] die Stirne, und rief aus[44]: "Nur Trümmer! Und das dein[45] Alles ..: Und darum

betteln!

betteln! ... Aber was hilfts?“ Sie stürzte[46] sich von neuem auf den Boden ... “Bester, Bester[47] auf Erden, habe Mitleiden! verlaß mich nicht!“ Henriette verbarg ihr Gesicht[48] und brach in eine Fluth von Thränen aus.... “Woldemar! sagte Henriette mit gebrochener Stimme, Dich verlassen? Dich, für den ich alles verließ?“ Der Teufel sprach[49]: “ich wollte, daß ich sein[50] Herz fassen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege[51], und Dich nöthigen es zu trinken, ... damit Dir alles zu Theil würde, Dir nur alles zu gut käme von ihm[52], eh es dahin ist; ... damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme“[53]. „O das nur: rief sie auf-

ser

ser sich[54]: die Erfüllung seines[55] Glaubens, die Rettung meiner Liebe, der Liebe, die ich fühle, und die ich wähnte; der ein Wesen, eine sichre Stätte auf ewig, und ich will, ohne Klage, vergehen; will verloren seyn!" Sie[56] senkte sich wieder. Und ....[57]



Die wichtigeren Abweichungen des ursprünglichen Woldemar sind folgende:

[1] Ach! Die sie aber nicht foderte, deren sie nicht zu bedürfen glaubte; [2] Schwermuth [3] noch gegen Menschen und Glückseeligkeit überhaupt sie [4] O, ich bin tausendmahl dazu [5] es ist mir etwas begegnet [6] Menschen-Herz [7] Menschen an einander [8] vermischt [9] zu fassen und zu lassen [10] hat, oder ob man nur was hat [11] Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen [12] Redern! [13] Redern? [14] kochte? [15] einander etwas sind [16] Trank [17] Schande [18] Resignation [19] ausbilden [20] gewinnen [21] erweitert [22] Weisheit voll [23] Dir [24] machte und fürchterliche Töne [25] Kopf [26] gegen die er das Gesicht gequetscht hatte [27] gezuckt [28] Woldemar [29] den Hals [30] stürzte vor sie hin auf die Knie, — [31] »Ich bin verloren — laß mich

in

in Deinen [32] er [33] bist [34] O, es wird ja doch [35] Herz, endlich einmahl vergehen, nachdem [36] unterbrach ihn Henriette [37] mich nicht, wie ich Dich liebe [38] Woldemar [39] Unsere [40] mich [41] — — Und ich, ich — ich liege [42] Er [43] setzte beyde Fäuste sich vor [44] Stirne: »Gott!« rief er aus — [45] mein Alles [46] Er [47] Beste, Beste [48] verbarg sein Gesicht in Henriettens Schooß, [49] »Ach!« sagte Woldemar, indem er sein Gesicht wieder in die Höhe richtete — [50] mein [51] Weib ihre Brust, [52] mir [53] dies unaussprechliche Gefühl hier, gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinst gen Himmel stieg! [54] nur: die Erfüllung [55] meines [56] Er [57] Und Henriette . . . Doch genug von diesem Auftritt, mit dessen Beschreibung ich mich besser gar nicht versündiget hätte! Denn nur einen Moment

davon

davon darzustellen in Geist und Wahrheit — ist unmöglich.

Um die Hauptfrage zu beantworten: rührt die vorliegende Parodie von Goethe her? müssen wir uns der Worte erinnern, die Johanna Schlosser aus seinem Munde zitiert, »daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über den Woldemar geschwatzt habe. Auch habe er dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß desselben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen«. Diese Angaben stimmen nun mit dem Text der vorliegenden Parodie so genau überein, daß ihre

Identität

Identität unzweifelhaft erscheint. Die Abweichungen von dem Wortlaut des ursprünglichen Woldemar, wenig mehr als fünfzig an Zahl, haben zunächst nur die Tendenz, den schwachen wankelmütigen Woldemar, gegen den sich der Spott hauptsächlich wendet, ins Unrecht zu setzen, ihn als den allein schuldigen Teil hinzustellen und auf sein bevorstehendes Schicksal vorzubereiten. Dann leiten kecke, burschikose Änderungen wie »die brennende Begierde nach Menschenfleisch« (für »Menschen-Herz«), »Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen« (für »Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen«), die »Petern«, die ihre Suppe »aß« (für die »Reberu«, die sie »kochte«), »der Weißheit toll und voll« (für »voll«) oder eine beißende Anspielung auf Jacobis Gefühlsphilosophie (»Religion« für »Resignation«)

signation«) zu der eigentlichen Parodie des Schlusses über, die sich auf wenigen Seiten und mit den einfachsten Mitteln abspielt. Je weniger sie an dem ursprünglichen Text ändert, desto sicherer trifft sie ihr Ziel. Die bombastischen Worte Woldemars im Original: »und muß nun weiter, bis ich's verkündige auch den unterirdischen Geistern« lieferte die einfachste Begründung, und die Überleitung ergab sich wie von selbst, wenn ein »röchelte« eingeschaltet, »Flüche« statt »Töne« gesetzt und die verblüffende Lesart vom umgedrehten »Hals« statt »Kopf« eingeschmuggelt wurde. Im folgenden Gespräch zwischen Henriette und Woldemar brauchte dann nur der Teufel für einen von beiden einzutreten und die Parodie war folgerichtig bis zu Ende durchgeführt.

Echt

Echt Goethisch ist vor allem die Veränderung der stillosen Worte Woldemars: »ich wollte, daß ich mein Herz fassen könnte, wie ein Weib ihre Brust, und Dich nöthigen es zu trinken« in das groteske Bild des Teufels: »ich wollte, daß ich sein Herz fassen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege, und Dich nöthigen es zu trinken«, das schon Satyros, der vergötterte Waldteufel braucht[7]:

Da droben im G'birg die wilden
Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu'
kriegen,
Fass' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel
bespritzen,
Das ist, bei Gott! ein ander
Wesen —

von Goethe noch spät in der bildenden Kunst beachtet[8].

Aber

Aber auch an andern Stellen, die ganz auf das einzelne Wort gestellt sind, so in der grausamen Verdrehung von »damit dies unaussprechliche Gefühl hier gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinst gen Himmel stieg« in »damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme«, scheinen mir unzweifelhaft Goethes eigene Laute durchzuklingen.

Wenn also, wie wir bereits sahen, Goethe weder an dem Druck der Parodie beteiligt war, noch überhaupt etwas über den Woldemar »geschrieben«, sondern nur »mündlich über ihn geschwatzt hat«, so müssen wir entweder annehmen, daß während oder gleich nach seiner »Standrede« ein Mitglied der Hofgesellschaft, etwa Luise v. Göchhausen,

hausen, die getreue Kopistin des »Urfaust«, seine Parodie niedergeschrieben hat, oder daß nachträglich, auf Grund gemeinsamer Erinnerung, die charakteristischen Stellen der Änderungen in einem Exemplar des Woldemar eingetragen sind und so als Grundlage des Nachdruckes gedient haben. Mir scheint das letztere als das Wahrscheinliche. Ob bei dieser nachträglichen Redaktion einzelne Stellen verändert, andere ganz übergangen sind, tut nichts zur Sache; in allen Hauptsachen dürften Goethes eigene Worte, die sich als Kraftausdrücke leicht dem Gedächtnis einprägten, getreu wiedergegeben sein.

Unzweifelhaft ist an der Drucklegung der Parodie Johann Joachim Christoph Bode beteiligt, der, wie eingangs bemerkt, seit kurzem als Geschäftsführer der

Gräfin

Gräfin Bernstorff in Weimar lebte. Er hatte, wie genugsam bekannt, in Hamburg gemeinsam mit Lessing eine Buchhandlung begründet, die dem Selbstverlage der Autoren dienen sollte und unter andern die Hamburgische Dramaturgie herausbrachte, aber an den Chikanen des zünftigen Buchhandels und an dem Piratentum des Nachdrucks scheiterte. Einen der frechsten Vertreter desselben, die angebliche Firma »Dodsley und Compagnie«, unter der sich der Dyksche Handlungsdiener Schwickert in Leipzig verbirgt[9], hatte schon Lessing in den letzten Stücken der Dramaturgie bekämpft und auch Bode setzte diese Firma auf die Parodie des Woldemar, teils um sie schon äußerlich als Nachdruck zu kennzeichnen, teils um den primitiven Druck, der zweifelsohne auf einer

Handpresse

Handpresse hergestellt ist, die dürftige Ausstattung, die grobe Heftung der einzeln auseinander geschnittenen Blätter zu rechtfertigen. Ob Bode auch an der Fassung des Titels, der an die Bänkelsängerlieder und komischen Romanzen der Zeit erinnert, beteiligt ist, steht dahin.

Die beiden Vignetten auf dem Titel und am Schluß sind nach glaubwürdiger Angabe Böttigers von Krause, d. h. von Georg Melchior Kraus, dem Direktor der weimarischen Zeichenakademie, gestochen, von dem auch das Bild zum »Neuesten von Plundersweilern« herrührt. Die Titelvignette, der Teufel in Satyrgestalt und Fischschwanz mit Woldemars Kopf zur Hölle fahrend, scheint auf einem Portrait Jacobis zu beruhen, das sich bisher nicht nachweisen ließ [10];

auch

auch die Schlußvignette, der Kritikus, der dem Autor und Leser die Zunge herausstreckt, zeigt viel Humor.

Ob Jacobi von der Drucklegung der Parodie etwas erfahren hat, erscheint zweifelhaft; sie wäre dann in der Polemik gegen Goethe gewiß nicht übergangen, wird aber nur von Anna Amalia und Böttiger erwähnt. — Doch die alles heilende Zeit löste auch diese Spannung. Schon am 2. Oktober 1782 bot Goethe dem alten Freunde die Hand zur Versöhnung; und er täuschte sich nicht in dieser edlen Natur. Jacobis Reise nach Weimar im Herbst 1784 trug dann wesentlich dazu bei, das alte Vertrauen wieder zu erwecken; und den letzten Rest einer Mißstimmung zu tilgen, wählte Jacobi im Jahre 1794 das vornehmste Mittel, indem

dem er Goethen die zweite Auflage seines Woldemar (Königsberg 1794) widmete, in der besonders der von jenem parodierte Schluß völlig umgearbeitet und überhaupt aus dem ganzen Buche ein fast neues und weit wohltuenderes gemacht war. Die Dedikation, nur Goethe in ihren zarten Andeutungen verständlich, lautet: »Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen; schwerlich, ohne Dich vollendet wäre: es gehört Dir; ich übergeb' es Dir: Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drükst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern. Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsre Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde

wären

wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.« Goethe dankt am 26. April 1794: »Was so ein Wort, das uns an frühere Zeiten so lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber so gern schwäzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank daß du bey einer so schönen Gelegenheit unsrer alten Freundschaft gedenken wollen und fahre fort mich zu lieben, wie ich dich [11].»

Aber auch in dieser neuen Bearbeitung machte Woldemar kein Glück; vergebens versuchte Wilhelm v. Humboldt in einer ausführlichen Besprechung der Jenaischen

ischen Allgemeinen Literaturzeitung durch Hervorhebung der philosophischen Vorzüge die Schwächen der dichterischen Komposition zu verdecken. Zwei Jahre darauf erschien Friedrich Schlegels vernichtende Kritik der letzten Ausgabe von 1796, die das Urteil über den Roman dahin zusammenfaßt: er sei nicht eine Darstellung der Menschheit, sondern nur der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit[12]. Im letzten Grunde also eine Bestätigung von Goethes Spott, dessen Herbigkeit tief in seiner künstlerischen Überzeugung begründet lag.

Anmerkungen.

[1] Zu Seite 11: Sophie la Roche an Wieland, 12. IX. 1779, bei K. Wagner, Briefe an J. H. Merck, Darmstadt 1835, S. 180; Wielands Antwort bei R. Zöppritz, aus F. H. Jacobis Nachlaß, Leipzig 1869, II., 175, an demselben Tage an Merck bei K. Wagner a. a. O. S. 179. — Jacobi an Goethe, 15. IX. 1779, im Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, S. 53; „Auszug aus einem Schreiben von Frau Schlosser zu Emmendingen an F. H. Jacobi", 31. X. 1779, ebda. S. 57. Vgl. ferner Anmerkung 3.

[2] Zu Seite 18: Vgl. folgende fast gleichzeitige Aufzeichnung in Goethes Tagebuch vom 14. Juli 1779 (I, 88): „Gedancken über den Instinckt zu irgend einer Sache. Jedes Werck was

was der Mensch treibt, hat möcht ich sagen einen Geruch. Wie im groben Sinn der Reuter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden. So ists auch im Feinern."

[8] Zu Seite 21: Jacobi an Boie (unvollständig und undatiert, Herbst 1779) bei K. Weinhold, H. C. Boie, Halle 1868, S. 221; Gräfin Auguste zu Stolberg und Boie an Sophie la Roche (auch Klopstocks Interesse an dem Klatsch bezeugend) bei R. Hassencamp, Aus alten Briefen (Nord und Süd, Band 73, Heft 219, S. 338). — Jacobi an Johann Georg Forster, 13. XI. 1779, Zöppritz I, 21; ein früherer Brief, der am 1. XI. 1779 in Kassel eintraf, ist verloren. Forsters Antworten vom 2. und 29. XI. 1779 in J. G. Forster's Briefwechsel, Leipzig 1829, I, 230. 239 (Gervinus VII,

131. 186) sind, wie mir Albert Leitzmann freundschaftlich aus den Originalen nachweist, ziemlich korrekt abgedruckt, nur ist Briefwechsel I, 231, Zeile 10 für „überlassen" zu lesen „überliefern", 12 „Ihren schönen Himmel", 16. 17 „kalt von der Glosse triefe" (wie bei Klopstock), 232, 1 „Feind und Freund" 10 „regen" 12 „Göthen gesehen, gesprochen" 20 „ja" fehlt 21 „ungerecht und lieblos" 233,6 „Woldemarn" „sagte dazu" 20. 21 „Mittag" 234, 17 „solchen Kerlen" 237, 15 „einen nahen gänzlichen" und auf Seite 239, wie schon vermutet wurde, an den mit Sternchen bezeichneten Stellen „Goethe" einzusetzen. Forsters Rezension des Woldemar, die bei Gervinus fehlt, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1782, Stück 7. — Gleim an Jacobi, 21. XI. 1781 (Goethe

(Goethe Jahrbuch XXVIII, 241). — Heinse an Jacobi, 8. XII. 1780 (Laube IX, 89), hier nach dem Original mit der bisher unbekannten scharfen Äußerung über Wieland. — Über Knebels Vermittlungsversuch in Pempelfort, Herbst 1780, vgl. Jacobi an Heinse, 24. IX., 1780, bei Zöppritz I, 39. — Im April 1781 schickt Jacobi die sämmtlichen Briefe an Lavater, dieser gibt sie am 22. April 1781 zurück (Zöppritz I, 43) und schreibt noch an demselben Tage an Goethe (Schriften der Goethe-Gesellschaft XVI, 174); Goethes Antwort vom 7. Mai 1781 ebda. S. 177. — Lessing erfuhr davon bei Jacobis Besuch in Wolfenbüttel, Juli 1780 (E. Schmidt [2]II, 601 f.); sein Urteil darüber, gewiß nicht zu Gunsten Goethes, ist leider nicht bekannt, sein Dankbrief für den Woldemar

mar bei Lachmann-Muncker XVIII, 342.

[4] Zu Seite 24: J. Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Leipzig 1836, S. 139. Gleims zweiter Besuch in Weimar fällt in den Juli 1777, vgl. Wielands Ausgewählte Briefe III, 279f.

[5] Zu Seite 26: Eckermanns Gespräch mit Goethe am 26. September 1827 (III, 190), A. Stahr, Weimar und Jena I, 58, Düntzer, Freundesbilder aus Goethes Leben, Leipzig 1853, S. 167.

[6] Zu Seite 29: Anna Amalia an Merck, 4. XI. 1779, bei K. Wagner, Briefe an J. H. Merck, Darmstadt 1835, S. 189; über einen zweiten vermutlich aus derselben Privatpresse hervorgegangenen Druck (F. H. v. Einsiedels „Buch vom schönen Wedel", Fulda 1779) vgl. den von A. Kippenberg und mir

veranstalteten

veranstalteten Neudruck zum Leipziger Bibliophilentag, 29. XI. 1908.
[7] Zu Seite 58: Vgl. Werke (Weimarische Ausgabe) XVI, 80.
[8] Zu Seite 58: „Myrons Kuh", Werke XLIX, 2, 10.
[9] Zu Seite 61: G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, Leipzig 1885, S. 240.
[10] Zu Seite 62: Im Goethehause hängt nur ein Stich von Jacobis Portrait, „Hemsterhuis amicus ad viv. delin. Düsseld. d. 2. Mart. 1781", mit der ironischen Notiz von fremder Hand: „H. Jacobi, so wie er bey J. F. Nikolai zu Berlin für 8 Groschen zu haben ist."
[11] Zu Seite 25: Goethe an F. H. Jacobi, 26. IV. 1794, im Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, S. 182, Briefe X, 153.
[12] Zu Seite 66: Wilhelm v. Humboldts Gesammelte Schriften, ed.

A. Leitzmann

A. Leitzmann I, 288, Charakteristiken und Kritiken. Von A. W. Schlegel und F. Schlegel. Königsberg 1801, I, 28. — Die weiteren, wechselnden Beziehungen Jacobis zu Goethe können hier nicht berücksichtigt werden; auch nach Düntzer und den beiden neuesten Untersuchungen über Jacobis Philosophie von Richard Kuhlmann (Leipzig 1901) und Friedrich Alfred Schmid (Heidelberg 1908) ist noch Raum für eine zusammenfassende Darstellung.



Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte